

## **Wissenschaften in Zeiten der Pandemie**

### **Eine Interviewserie des Leopoldina-Zentrums für Wissenschaftsforschung**

**Podiumsdiskussion – Dr. Jan-Martin Wiarda im Gespräch mit Prof. Dr. Petra Dobner, Prof. Dr. Eva Barlösius, Prof. Dr. Helmuth Trischler, Prof. Dr. Annette Leßmöllmann und Prof. Dr. Caspar Hirschi am 30. Oktober 2020**

*Es gilt das gesprochene Wort, vgl:*

[https://www.youtube.com/watch?v=pvwW\\_Ga78WE&list=PLaCuDJ8AkAoMZM1nO\\_WPLE7n8oxlsx8yL&index=7](https://www.youtube.com/watch?v=pvwW_Ga78WE&list=PLaCuDJ8AkAoMZM1nO_WPLE7n8oxlsx8yL&index=7)

Willkommen zur Abschlussveranstaltung unserer Reihe „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“. Die Interviewserie wird veranstaltet vom Zentrum für Wissenschaftsforschung an der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Jan-Martin Wiarda sprach mit fünf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die aus ihrer eigenen Forschung heraus neue Antworten geben konnten auf Fragen zum Einfluss der Pandemie auf die Wissenschaften. Es wurde das Verhältnis von Wissenschaften und Politik sowie von Wissenschaften und Medien gegenübergestellt. Dabei haben wir viele Fächerperspektiven und vielerlei Expertisen kennengelernt. In der heutigen Folge werden alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer noch einmal bei einer Podiumsdiskussion aufeinandertreffen, dabei auf die jeweiligen Thesen und Argumente Bezug nehmen und sich über die Ergebnisse ihrer Forschungen austauschen.

WIARDA: Guten Tag meine Damen und Herren. Heute ist der Abschluss eines spannenden Interviewprojekts. Fünf Interviews mit fünf Expertinnen und Experten zu „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“, präsentiert vom Leopoldina-Zentrum für Wissenschaftsforschung. Und am Ende des Projekts steht eine gemeinsame Diskussion über gemeinsame Schlussfolgerungen und Lehren aus der Pandemie. Mein Name ist Jan-Martin Wiarda, ich bin Journalist für Bildung und Wissenschaft und dies sind meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner: Petra Dobner, Professorin für Systemanalyse und Vergleichende Politikwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Hallo, guten Tag Frau Dobner. Eva Barlösius, Professorin für Makrosoziologie und Sozialstrukturanalyse an der Leibniz Universität Hannover und Gründerin des Leibniz Forschungszentrums Wissenschaft und Gesellschaft. Hallo Frau Barlösius.

BARLÖSIUS: Hallo.

WIARDA: Ich begrüße Helmuth Trischler, Professor für moderne Geschichte und Technikgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Leiter des Rachel Carson Center for Environment and Society am Deutschen Museum. Herzlich willkommen, Herr Trischler.

TRISCHLER: Hallo, grüße Sie.

WIARDA: Annette Leßmöllmann, Professorin für Wissenschaftskommunikation mit dem Schwerpunkt Linguistik am Karlsruher Institut für Technologie. Herzlich willkommen, Frau Leßmöllmann.

LEßMÖLLMANN: Hallo, Herr Wiarda.

WIARDA: Und ich begrüße Caspar Hirschi, Professor für allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen in der Schweiz. Herzlich willkommen, Herr Hirschi.

HIRSCHI: Guten Tag.

WIARDA: Das waren fünf spannende Gespräche, die wir miteinander führen konnten und die in den vergangenen Wochen ausgestrahlt worden sind. Heute wollen wir ein bisschen eine gemeinsame Bilanz ziehen. Sie erinnern sich: Am Ende jedes Gesprächs habe ich Sie gefragt, habe ich Ihnen allen die gleiche letzte Frage gestellt, was Sie *persönlich* gelernt haben für Ihre Forschung während der Pandemie und durch die Pandemie. Und am interessantesten und am überraschendsten fand ich bei einigen die Antwort: „erst mal gar nicht viel“. Das hat mich insofern erst mal ein bisschen überrascht, aber eigentlich, könnte man sagen, auch zufriedengestellt, weil offenbar die Forschung, die Sie betrieben haben *vor Corona*, nicht ganz falsch gewesen sein kann. Herr Trischler, Sie waren einer von denen, der gesagt hat: „Theoretisch habe ich erst mal nicht viel gelernt“. Wofür spricht denn das eigentlich, wenn man als Wissenschaftler in eine solche Ausnahmesituation hineinkommt und erst mal sagt, „alles wie erwartet“?

TRISCHLER: Ja, es spricht dafür, dass wir, wie Sie auch formuliert haben, jetzt nicht so ganz falsch liegen mit der Forschungsrichtung, die wir in den letzten Jahren grade zu dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik und Wissenschaft und Öffentlichkeit aufgelegt haben. Zum Beispiel ein Projekt, an dem ich beteiligt bin, zu Evidenzpraktiken und Evidenzstrategien in der Wissenschaft. Wir sehen es hier nur in der Pandemie sozusagen im Brennglas fokussiert. Und insofern eröffnet das dann schon erweiterte Perspektiven, noch weitere Fall-

beispiele und bestätigt uns im Grunde in der Bedeutung dessen, was wir hier in dieser Forschungslinie tun. Und was ich auch betont habe, ist dann schon die Überraschung darüber, wie Wandel dynamisiert wird. Gesellschaftlicher Wandel generell, wie plötzlich diese große Transformation, von der wir immer sprechen, neue Möglichkeiten der Realisierung bekommt, indem sich Zwangsläufigkeiten, von denen wir immer gedacht haben, dass sie sich nur über Jahrzehnte vielleicht, wenn überhaupt, auflösen lassen, plötzlich auflösen und sozusagen Möglichkeitsräume sich eröffnen. Ich erinnere an die Diskussion um den Kapitalismus, dass selbst aus etablierter, auch volkswirtschaftlicher Perspektive neue, innovative, destruktive Perspektiven sich eröffnen. Das finde ich dann doch wiederum erstaunlich.

WIARDA: Das war auch etwas, was in mehreren Gesprächen zum Ausdruck kam, dass sich auch Gelegenheiten ergeben, dass sich neue Möglichkeiten ergeben. Und Frau Barlösius, Sie haben auch einerseits gesagt, na ja, ehrlicherweise Thema ‚Ungleichheit‘, viele von den Problemen, die jetzt offensichtlich wurden, die kannten wir vorher schon. Auch so ein Wort wie ‚Brennglas‘ haben Sie benutzt, aber auch betont, es gibt unter Umständen neue Möglichkeiten. Ist es vielleicht auch etwas, was man sich einfach selber sagen muss, weil eine Krise irgendeinen Sinn haben muss, dass man sich vielleicht auch der Illusion hingibt, eine Krise würde auch Chancen bedeuten Frau Barlösius, um sich ein bisschen selbst zu trösten?

BARLÖSIUS: Da wäre ich etwas vorsichtig, weil im Grunde genommen hat das Koselleck schon in seinem Krisenbegriff gezeigt, dass das eigentlich ein Kennzeichen von Krise ist, dass Sachen thematisiert werden, die schon länger bestehen und auch zur Disposition gestellt werden. Ich glaube, dass bei Ungleichheiten sich nicht die Strukturen und auch nicht die Ungleichheitsverhältnisse verändert haben. Sie haben sich teilweise verschärft. Und wir werden sicherlich erst in zwei, drei Jahren wirklich die Folgewirkungen sehen. Also ich glaube, bislang wird alles noch sehr gut abgefedert, aber irgendwann wird das nicht mehr so sein, sodass man das vielleicht als einen Prozess der Beschleunigung begreifen kann, und bestimmte Formen von Ungleichheiten sich immer stärker ausbilden. Aber in der Hochzeit der Pandemie (und wir befinden uns ja noch in der Hochzeit der Pandemie) gibt es sicherlich so was wie Zuwachs von Aufmerksamkeit. Und eben auch, dass bestimmte Sachen an die Oberfläche gekommen sind. Aber das, was wir diskutieren an Ungleichheiten, diskutieren wir deshalb als Ungleichheiten, weil eigentlich alle aufgrund der Pandemie davon betroffen sein könnten. Erstens entstehen dann Ansteckungsgefahren bei bestimmten, strukturell benachteiligten Gruppen (wenn es nicht eine Ansteckungsgefahr wäre, wie in den Schlachthäusern, hätten sie es wahrscheinlich nicht thematisiert). Das Pflegepersonal ist natürlich jetzt alles, was einem auf dem Herzen drängt: Wird dann genug Pflegepersonal da sein? Wir hätten das auch schon vorher thematisieren können. Ich würde gerne noch etwas anderes sagen zu der

Frage, die Sie Herrn Trischler gestellt haben. Ich glaube, dass eines der wichtigsten Fähigkeiten von Wissenschaft ist, sich eben in solchen Krisensituationen nicht emotionalisieren zu lassen, sondern die Fähigkeit der Distanzierung zu erhalten. Das hat Norbert Elias so wunderbar gesagt: ein Spiel von Engagement und Distanzierung. Und ich muss ganz ehrlich sagen (ich habe das auch geschrieben), dass ich entsetzt war über mein eigenes Fach, das innerhalb von wenigen Tagen/und Wochen wirklich geschrieben hat, es würden jetzt neue Gesellschaften und ein neuer gesellschaftlicher Zusammenhalt entstehen als eine neue Solidarität. Mich hat das schockiert, dass innerhalb von wenigen Wochen hoch angesehene Kollegen und Kolleginnen Gegenwartsdiagnosen gewagt haben, wo ich immer dachte: Da muss man aber noch ziemlich in der Krise gefangen sein, um so weit gehen zu können. Das war sicherlich nicht alles wissenschaftlich korrekt. Und da fände ich ein Vorgehen sehr gut, was die meisten von uns verdeutlicht haben. Ich habe erst mal geguckt: Was bleibt eigentlich stabil, was zeichnet sich tatsächlich ab? Und das genau kennzeichnet Wissenschaft: nämlich ein Ruhepol zu sein und sich nicht „durchemotionalisieren“ zu lassen.

WIARDA: Ich sehe ein allgemeines Nicken. Frau Leßmöllmann, Sie haben genickt, Herr Hirschi hat genickt. Warum haben Sie genickt, Frau Leßmöllmann?

LEßMÖLLMANN: Ja, ich fand das auch sehr beeindruckend, wie plötzlich die Gesellschaftsutopien und Wünsche durch die Feuilletons und die sozialen Medien rasselten und ich dachte: okay, was ist denn hier los? Und es ist vermutlich eine Sache, dass man versucht, sich eine Sache zu „verrationalisieren“, die einen erst mal umgehauen hat. Ich denke, viele von uns haben das durchaus auch so erlebt. Februar, März, April wusste man erst mal gar nicht, was passiert. Dann entwirft man halt eine Gesellschaftstheorie. Da wäre ich persönlich ähnlich vorsichtig wie Frau Barlösius. Was aber daran interessant war, war zu sehen: Was gärt denn schon vorher? Also wahrscheinlich in diesem Koselleck'schen Sinne. Und man hat das vorher nicht angesprochen, weil man sich gedacht hat, vielleicht gelte ich dann als naiv. Das bezieht sich jetzt weniger auf die Forschung, sondern auf die Alltagskommunikation. Also so was wie den Kapitalismus grundsätzlich in Frage zu stellen, da wurde man ja gerne mal nicht ganz ernst genommen. Aber offenbar gäerte es und es kam dann in irgendeiner Form als Gesellschaftsutopie durch die Pandemie getriggert raus. So gesehen finde ich es als Diskursbeitrag nicht uninteressant, sich darüber Gedanken zu machen, wie viel Wunsch nach Utopie besteht; Ist das jetzt rein pandemiegebunden oder ist es vielleicht generell ein Thema? Denn wir sind ja nicht in einer lokalen (und sei sie noch so global) Pandemiekrise im Sinne von: das ist die Pandemie. Sondern wir haben ja auch noch ganz andere Krisen auf dem Zettel. Und die gehen nicht weg mit einem Impfstoff, sondern die sind dann noch komplexer. (Als Stichwort Klimaforschung.) Und wie viel Bedarf nach Utopien

besteht? Diese Frage kann man sich stellen sicherlich, auch sozialwissenschaftlich. Was bedeutet Zukunft heutzutage? Wie wird sie gesehen auch aus der Forschung, aber auch für die Menschen, die nicht mit Forschung zu tun haben? Das sind durchaus Fragen, die man sich stellen kann. So gesehen fand ich durchaus interessant, was dort gesagt wurde. Und das hat durchaus auch eine Diskussion aufgerufen von Leuten, die gesagt haben: Nun macht mal halblang, also die Welt wird sich nicht so radikal ändern. Das ist nicht sehr wahrscheinlich.

WIARDA: Und ist grade jetzt die richtige Zeit für Utopien, Herr Hirschi? Sie hatten auch genickt bei dem Stichwort.

HIRSCHI: Ich glaube nicht, dass es die richtige Zeit ist für Utopien, denn was uns Krisen zeigen ist, dass sie Wendungen nehmen können, die eben niemand erwartet. Also Krisenzeiten sind ganz besondere Phasen, wo Prognosen und irgendwelche Aussagen über Zukunftsängste extrem schnell überholt sein können. Und ich glaube, gerade wenn Wissenschaftler/innen in die Medien gehen oder sich äußern, dann ist es auch ein Zeichen von Seriosität, dass man deutlich macht, wie wenig man sagen kann, was die Zukunft bringt, und was die nächsten Monate bringen. Geschweige denn, was eine Pandemie für die gesellschaftliche Zukunft bedeutet. Und da fand ich sehr interessant, was Frau Barlösius gesagt hat. Es war ja eben nicht so, dass Geistes- und Sozialwissenschaften in den ersten Wochen und Monaten der Pandemie nicht zu hören waren. Im Gegenteil, es gab sehr, sehr viele Interviews gerade auch von Soziologen. Aber ich denke, was da zum Teil stattgefunden hat, das müsste man auch kritisch kommentieren. Ich hätte erwartet, dass gerade diese Disziplinen sehr gut geeignet sind, genau zu beobachten und zu beschreiben, was läuft jetzt eigentlich ab. Das ist auch das, was mich fasziniert an dieser Krise. Und dass man ein analytisches Werkzeug hat, um genauer zu verstehen oder zu beschreiben, was passiert. Denn was Geistes- und Sozialwissenschaften nicht konnten, ist den Menschen direkte Handlungsanweisungen zu geben, wie sie sich zu verhalten haben, was die Politik jetzt gerade tun muss. Das war nicht unsere Aufgabe. Aber was dann tatsächlich passiert ist, ist eben, dass Zeitdiagnosen angeboten wurden, häufig aus Büchern, die schon geschrieben waren, also die gar nicht erst in der Pandemie neu verfasst wurden, sondern die schon fertig da waren und die man dann noch anpreisen musste. Und ich glaube, da haben wir bis zu einem gewissen Maße eine Chance vertan, weil wir eben nicht die spezifischen Fähigkeiten, die Geistes- und Sozialwissenschaften haben (das genaue Beobachten und Deuten von Dingen, die sich gerade abspielen), in den öffentlichen Diskurs eingebracht haben. Ich hoffe, dass das jetzt mehr noch geschieht.

WIARDA: Frau Dobner, stimmen Sie zu? Haben die Sozialwissenschaften, vielleicht auch die Politikwissenschaften, eine Chance vertan bisher?

DOBNER: Kann ich nicht wirklich ja oder nein zu sagen. Ich bin aber, glaube ich, auch mit meinen Gedanken gerade noch ein bisschen woanders, nämlich bei dem Krisenbegriff und bei Herrn Trischlers Optimismus. Vielleicht kann ich da nochmal drauf zurückkommen.

WIARDA: Gerne.

DOBNER: Ich schwanke so ein bisschen. Ich verstehe natürlich, dass Sie alle von Krise sprechen und das würde ich in einem Alltags-Verstandsbegriff auch tun: Wir sind in einer großen Krise! Aber mich erinnert es so ein bisschen an die Diskussion zum Thema Klimawandel, wo ich das Argument anbringe, es ist hier nicht eine *Krise* im Sinne von: wir kommen jetzt in einen Zustand, wo wir etwas verändern müssen und hinterher ist alles wieder gut. Sondern wir befinden uns in einer so grundlegenden Transformation, dass der Krisenbegriff eigentlich gar nicht mehr angemessen dafür ist. Also dass wir nicht die Hoffnung haben können, dass man eben nur durch diese schwere Zeit kommen muss und dann kommt die Welt hinterher wieder in Ordnung. Beim Thema Klimawandel sehe ich dieses ‚wieder in Ordnung kommen‘ nicht und ich habe jetzt gar keine These, aber ich frage mich, wie dieses Ende der aktuellen Situation aussehen wird? Natürlich wird diese Pandemie irgendwann zum Ende kommen., Irgendwann wird es den Impfstoff geben, davon bin ich überzeugt. Es arbeiten alle daran. Aber ist es dann wirklich das Ende? Also sind wir dann wieder da, wo wir vorher waren oder in einem besseren Zustand oder wie auch immer? Oder ist es nicht eigentlich der Auftakt (ich weiß, das klingt jetzt sehr pessimistisch) zu einer wirklich grundlegenden Transformation? Und Herr Trischler, ich würde so gerne Ihren Optimismus zum Thema Kapitalismus und auch zum Thema Interdisziplinarität teilen. Vielleicht eine kleine Anekdote: Ich habe 1989 glaube ich, als ich studiert habe, das Bertold-Brecht-Institut für interdisziplinäres Arbeiten, mitgegründet und gleichzeitig eine interdisziplinäre Hochschullehrer-Initiative mit betreut. Damals haben wir gerade mühselig gelernt, das Wort Interdisziplinarität schnell auszusprechen oder überhaupt auszusprechen. Aber ich beobachte jetzt seit 30 Jahren die Hoffnung, die immer schon gut begründeten Notwendigkeiten von wirklicher und zwar von vornherein interdisziplinärer Forschung, ich kann aber in den Gratifikationssystemen unserer Wissenschaft und auch in den ganzen Förderstrukturen, wenig erkennen. Ich habe wenig Hoffnung, dass sich da jetzt wirklich grundlegend etwas ändert. Und genauso lange hege ich auch die Hoffnung, dass der Kapitalismus sich um sich selber bringen würde. Sind wir wirklich da? Bitte überzeugen Sie mich.

WIARDA: Herr Trischler, bitte überzeugen Sie.

TRISCHLER: Das scheint mir eine schwierige Aufgabe zu sein. Ich glaube, Frau Dobner, worin wir völlig übereinstimmen ist, dass wir jetzt über eine Krise reden, die Teil eines größeren Transformationsbegriffs ist. Wie die große Transformation dann konkret aussehen soll, die viele von uns sich eigentlich wünschen, und in welche Richtung sie dann auch immer gehen mag, da haben wir sicherlich nicht immer die gleichen Vorstellungen. Und insofern ist die Krisendiagnose, die sozusagen von einem sich ständigen Ablösen, einer Krise nach der anderen, ausgeht, wahrscheinlich nicht die richtige. Stattdessen komme ich wieder zu meinem Begriff der langsamen Hoffnung, der „Slow Hope“. Es geht eigentlich darum (und jetzt rede ich als Geisteswissenschaftler, als Environment Humanities-Vertreter), dass wir aus diesem Feld heraus andere Narrative erzählen und nicht nur die des ständigen Niedergangs, sondern dass wir Hoffnung mobilisieren. Es geht darum, das Joch'sche Prinzip der Hoffnung zu mobilisieren und Narrative zu entwickeln, wo wir sehen, dass sich Dinge in Richtung mehr Nachhaltigkeit entwickeln- nicht in Richtung einer großen Reform des Kapitalismus, aber immerhin einer Nuancierung dessen. Wir sehen dann vielleicht, dass wir positive Elemente verstärken durch diese Narrative der Hoffnung. Und nicht immer wieder die Untergangsnarrative erzählen, die in der Öffentlichkeit (und ich rede jetzt wiederum von dem Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit,) im Grunde keine Hoffnung mobilisieren können, sondern das Gegenteil bewirken. Also insofern sind wir da auch gehalten als Humanities, kritisch zu reflektieren, aber auch einmal nach vorne gerichtet unseren Blick ohne große Utopien zu konstruieren (wie es beispielsweise Fridays for Future tun) und Entwicklungen, wo wir sehen, dass sie in die richtige Richtung gehen, zu verstärken durch Narrative der Hoffnung.

WIARDA: Frau Barlösius.

BARLÖSISUS: Ja, ich würde da gerne weitermachen. Ich bin mir nicht sicher, ob alle diese große Transformation erhoffen. Sondern das, was wir beobachten können in den letzten Jahrzehnten, ist, dass große soziale Gruppen vermuten (und ich glaube auch nicht zu Unrecht), dass sie die Verlierer von einer großen Transformation sein werden, weil sie sich dann mit ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten in das, was die Hoffnung sein wird, nicht einbringen können. Und ich denke, dass auch diese Pandemie gezeigt hat, dass innerhalb von kurzer Zeit Pandemie-Kritiker wieder hochgekommen sind und ich habe ja schon mehrfach gesagt, dass es in dieser Pandemie auch Verlierer gibt. Es gibt große Verlierergruppen. Und sei es nur, dass einfach den Frauen auch nochmal vorgespielt worden ist, wenn es dann um Home Schooling geht, und es eng wird, dann erwarten wir, dass jeder von euch in eure klassische Rolle zurückfällt. Das erwarten wir und das haben die meisten Frauen auch alle brav

gemacht. Aber das hat sich ja gezeigt. Ich denke, was diese Pandemie eher zeigt, ist: ja, wir befinden uns in einer Transformation, aber diese Transformation geht mit Konflikten, Auseinandersetzungen und Verlierergruppen einher. Und insofern finde ich gut, was Sie gesagt haben, Herr Trischler, dass man so positive Elemente, als Hoffnungselemente, entwickeln sollte. Aber da sollte man insbesondere für jene sozialen Gruppen entwickeln, die fürchten, dass sie Verlierer sind. Also ich arbeite zum Beispiel über ländliche Räume, die sind weitestgehend Räume, die mehr oder weniger vergessen sind, ohne Zukunft. Da sehe ich nichts. Diese Räume haben jetzt einen Vorzug in der Pandemie, weil sie niedrige Zahlen haben. Aber auch das zeigt eigentlich, dass sie fast ausgeschlossen sind, wenn man das mal so dramatisch wagen darf zu formulieren. Da kommt noch nicht mal die Pandemie mehr an. Das ist schon heftig. Und insofern: ja große Transformation, aber mit vielen Verwerfungen. Und das ist gerade jetzt nochmal deutlich geworden. Und ich finde, das hat sich explosivhaft nochmal gezeigt in der Pandemie.

WIARDA: Frau Leßmöllmann.

LEßMÖLLMANN: Ich würde das gerne noch einen Tick weiterdrehen und zwar in Bezug auf das Fach, das ich vertrete, die Wissenschaftskommunikation. Ich denke, dass wir eine Transformationskommunikation brauchen werden, die teilweise auch schon genutzt wird, aber die noch weiter entwickelt werden muss – auch in der Lehre. Es hat viel mit beispielsweise Verlust und Identität zu tun, dass Leute sich gegen bestimmte Dinge sperren und auch gar nicht mehr zuhören. Und das erleben wir jetzt in dieser Krise, oder Gesamttransformation, bereits ganz deutlich, dass Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftler, Journalistinnen, Journalisten abgelehnt werden und dass man ihnen nicht mehr zuhören will. Und dass solche Aspekte wie „ich versuche ja einfach nur, Wissen zu vermitteln“, dann irrelevant sind und gar nicht mehr gehört werden. Stattdessen muss man erst mal in einen Austausch treten mit den Leuten und dazu braucht es ganz andere Aspekte. Das hat mit Emotionen zu tun, das hat aber auch mit Identität zu tun, mit: „lass ich mir überhaupt von Experten was erzählen?“ und der Konzeptualisierung von Expertinnen und Experten und so weiter. Es hat aber auch mit der Haltung der Wissenschaftler zu tun: Da merkt man, dass Wissenschaftskommunikation immer ganz eng mit Wissenschaft verkoppelt ist, also mit ihrem Berichterstattungsgegenstand. Wir haben jetzt schon die öffentliche Diskussion: Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftler werden als Aktivisten gelabelt. Ein Klimaforscher ist dann plötzlich ein Aktivist, obwohl er vielleicht gar nicht in irgendeiner NGO aktiv ist, sondern einfach nur gesagt hat: „ich warne davor, dass das Klima sich ändern wird“. Dann wird das als Aktivismus umkonzeptualisiert im Sinne von: der Kern der Forschung wird als Aktivismus begriffen. Dabei ist es eigentlich nur Forschung. Und Zweitens, wenn der Forscher an die Öffentlichkeit geht, um auf



Dinge hinzuweisen, dann wird gesagt: „Das ist doch eigentlich gar nicht dein Job, du musst doch eigentlich Forschung machen.“ Und das wird in dieser Transformationszeit deutlich virulenter werden, dass Forscher sich nicht mehr einfach auf dieses, na ja, „ich bin hier der objektive Forscher“, zurückziehen können, weil in dem Moment, wo sie sagen, „ich erforsche Klimawandel“, kann das als politischer Akt wahrgenommen werden, sobald er in die Öffentlichkeit tritt. Und das kann delegitimierend wirken, wenn es schlecht läuft. Und das ist in dieser Transformationszeit einfach etwas, was uns begleiten wird. Das haben wir ja jetzt schon täglich. Und ich glaube, dass wir dadurch auch eine andere Form der Wissenschaftskommunikation brauchen, die ganz gezielt auf diese Frage hin analysiert und die man auf diese Frage hin analysieren muss. Und das muss man dann auch anders beibringen, wenn man Leute dafür ausbildet.

WIARDA: In mehreren Interviews kam positiv zum Ausdruck, dass überhaupt eine verstärkte Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in Gang gekommen ist. Dass das etwas ist, was vielleicht auch ein Effekt der Pandemie ist und dass es eben tatsächlich einen direkteren Austausch gibt, der dann wiederum viele der Herausforderungen offenlegt, die unter anderem Sie, Frau Leßmöllmann, gerade erwähnt haben. Herr Hirschi, Sie haben vorhin auch erwähnt, dass Wissenschaft und Forschung stärker in der breiten Öffentlichkeit stattfinden kann, was ja zunächst einmal etwas Positives ist. Sie hatten sich auch zu Wort gemeldet, Herr Hirschi.

HIRSCHI: Ja, es ist natürlich schon so, dass gerade, wenn man aus der Kommunikation der Spezialisten rauskommt und jetzt plötzlich in der breiten Öffentlichkeit steht, dass dann ein ganz anderer Diskurs stattfindet. Und das ist interessant zu sehen, wie sich Virologinnen und Virologen zum Teil auch bei Klimaforschenden erkundigen, wie das ist, wenn man mit klarer Verleugnung von wissenschaftlichen Tatsachen konfrontiert ist und wie man damit umgehen soll. Das ist durchaus interessant, dass hier Parallelen stattfinden zwischen Klimawissenschaften und jetzt der Corona-Forschung, die ähnliche Effekte erzeugen. Ich glaube aber, was mir hier auch fehlt, ist die kritischere Selbstreflexion der Personen und der Forschungsbereiche selbst, die so stark in der Öffentlichkeit stehen. Denn ich glaube schon, dass hier eine sehr faszinierende und noch zu wenig reflektierte Transformation der Experten stattfindet. Frau Leßmöllmann hat eben von aktivistischen Experten gesprochen. Ich würde sagen, es sind *engagierte Experten*. Die klassische Expertenrolle kommt aus dem Gericht heraus. Es ist die Rolle des Sachverständigen. Und an diese Rolle gebunden ist die Vorstellung, dass man auf Fragen (sei es von Laien, sei es von Entscheidungsträgern) Antworten gibt. Die Expertenrolle, wo dann die Träger selber in die Öffentlichkeit treten, Themen anreißen und Forderungen stellen, neuerdings auch über die sozialen Medien, ist ein relativ neues

Phänomen. Das ist eigentlich viel mehr von der Tradition des Intellektuellen geprägt. Intellektuelle, die dann zu verschiedenen Themen Forderungen aufstellen, Bewegungen in Gang setzen und so weiter. Also in gewisser Weise verfließt hier die Expertenrolle mit der des Intellektuellen und das löst Irritationen aus, die dann in Kritik münden können: „Beschäftigen Sie sich doch einfach mit Ihren Forschungen und sagen Sie nicht, was wir tun sollen.“ Aber ich denke, weniger in der Corona-Krise als in der Klimakrise, hat das dann natürlich schon sehr weitgehende politische Implikationen. Wenn es dann zum Beispiel in führenden Klimaforscher-Foren heißt: Man brauche neben den Parlamenten sogenannte Bürgerräte, die dann eigentlich in wichtigen Themen beraten sollen, weil die Parlamente auch irgendwie von speziellen Pressen/Lobbyismus verseucht seien, dann ist das durchaus auch demokratiepolitisch etwas, was ziemlich weit geht und eine öffentliche Diskussion braucht. Das ist in der Corona-Krise weniger der Fall. Aber diese technokratischen Utopien, die von der Klimaforschung zum Teil mitgetragen werden, bedürfen schon einer breiteren öffentlichen Diskussion, auch einer politikwissenschaftlichen beispielsweise.

WIARDA: Jetzt komme ich zu Ihnen zurück, Frau Dobner. Sie wollten gerne optimistischer gestimmt werden. Kurze Zwischenfrage: Haben die Beiträge Ihrer Mitexpertinnen und -experten in den letzten zehn Minuten Sie jetzt irgendwie überzeugen können und optimistischer gestimmt? Mein Eindruck ist, eher nicht so, oder?

DOBNER: Meine Hoffnung war nicht sehr hoch, dass es gelingen würde. Aber jetzt mal jenseits von solchen eher rhetorischen Finten: Das Konzept von Herrn Trischler, das nehme ich gerne mit: ‚Slow Hope‘ finde ich ein gutes Wort und ein gutes Konzept. Und ich finde auch, Sie haben völlig Recht: Man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Das tue ich auch nicht, selbst wenn ich jetzt gerade mal die Rolle übernommen habe, kritisch zu hinterfragen. Uns bleibt ja gar nichts anderes, als einfach immer ein bisschen weiter zu hoffen. Zu Herrn Hirschi: Ich gebe Ihnen völlig Recht. Ich frage mich seit vielen Jahren, wie es eigentlich möglich ist, das, was man wissenschaftlich in bestimmten Bereichen erkennt, in vernünftiges, adäquates und ordentliches politisches Handeln zu übersetzen. In dem Feld, das ich ganz gut überblicke, nämlich im Bereich der Wasserpolitik oder Wasser Governance, wird immer noch angenommen, dass das so eine Art natürlicher Appendix hydrologischer oder ingenieurwissenschaftlicher oder sonstiger Tätigkeiten ist. Es wird davon ausgegangen, dass die [Fachleute] am Ende irgendwie auch wissen, wie man das ganze jetzt steuert. Und gleichzeitig, wenn man mit den Hydrologen und den Ingenieuren und wer auch immer da in dem Feld unterwegs ist, spricht, sagen sie alle: „Die technischen Probleme kriegen wir in den Griff. Wir haben Management-Probleme.“ Denn wenn es darum geht, sei es jetzt große Bewässerungsanlagen oder irgendwas in dem Bereich aufrechtzuerhalten, geht es immer um die Frage von

Management. Und ich kann das jetzt an dieser Stelle auch nochmal unterstreichen: Wir brauchen eine eigenständige Forschung zu Fragen politischer Steuerung in den verschiedenen Bereichen. Herr Trischler, Sie werden das Beispiel kennen: Der alte Garrett Hardin, der damals als Biologe glaubte, der Welt sagen zu können, wie man mit dem Allmende-Problem, was er konstruiert hatte, umgehen müsste. Und daraus sind eins zu eins politische Maßnahmen geschneidert worden ohne jemals in Frage zu stellen, ob dieser Biologe eigentlich der geeignete Mann dafür ist, dieses Problem überhaupt vernünftig einzurahmen und zu konzipieren. Die Antwort von Ostrom lautet: „Lieber Junge, du hast völlig Recht in deinen spieltheoretischen Modellen, nur die Wirklichkeit unterscheidet sich an einer signifikanten Stelle: Die Gefangenen, die du konstruierst, die gibt es nicht, die Menschen reden miteinander.“ Und ich fand, es war eine so überzeugende Entlarvung, dass nicht alle Modelle die Wirklichkeit beschreiben. Aber zurück: Hardin hat dann aus diesem Konzept im Grunde für 30, 40 Jahre den Weg bereitet für die Art und Weise, wie wir mit Gemeingütern umgehen. Und es ist nie wirklich hinterfragt worden! Wir brauchen da eine richtige Expertise im Sinne von: was funktioniert, was funktioniert nicht, wie könnte man steuern, was kann man da machen, wer darf das machen und wie übersetzt man wissenschaftliches Wissen, naturwissenschaftliches Wissen in politisches Steuerungshandeln?

WIARDA: Wie kommt man zu so einer Expertise, Herr Hirschi?

HIRSCHI: Wie man sie übersetzt, meinen Sie? Darf ich zurückfragen?

WIARDA: Wie man im Grunde das Wissen hinbekommt, um zu übersetzen?

HIRSCHI: Das Erstaunliche in der Geschichte der Expertise ist tatsächlich, dass es ein informelles Wissen ist. Es gibt keine Expertenschulen, es gibt keine Weiterbildungen für Expertinnen und Experten. Das ist etwas Globales, das heißt, es ist eine Rolle, in die man hineinwächst und in die man auch durch Zufälle hineingerät. Ich glaube, heute mit Twitter kann man das zum Teil aktiver steuern, indem man sich eben quasi ein Profil in den sozialen Medien aufbaut, das sehr stark in diese Rolle weist und dann möglicherweise auch Medien anzieht. Da verändert sich etwas. Aber im Grundsätzlichen ist es etwas, was sehr stark durch Gewohnheiten, auch kulturell, bestimmt ist und wo es Personen braucht, die in diese Tätigkeiten hineingewachsen sind, die dann auch neue Expertinnen und Experten in die ungeschriebenen Gesetze einführen. Also nur um mal ein Beispiel zu nennen: In wissenschaftlichen Expertenkommissionen gilt eigentlich das Gesetz, dass sich die Forschenden frei äußern können zu den Themen, die verhandelt werden. Also es gilt die akademische Freiheit. Die Mitglieder dürfen sich frei äußern. Es gibt aber gleichzeitig auch das ungeschriebene

Gesetz (und das muss man kennen), dass, wenn man in einer wissenschaftlichen Kommission für eine Regierung beratend tätig ist, dass man da nicht rausgeht und an die Medien tritt, um selber Empfehlungen abzugeben, wenn man noch am Beraten ist. Das gehört sich einfach nicht. Und das führt dann dazu, dass Leute zum Teil zum Zurücktreten gedrängt werden, die einfach die Regeln nicht verstanden haben. Denn es gibt ganz viele ungeschriebene Regeln in der Art und Weise, wie wissenschaftliche Politikberatung abläuft. Und gerade in Krisenzeiten, wo ganz viele neue Figuren in die Politikberatung reingespült werden, kann es problematisch sein, wenn sie diese ungeschriebenen Gesetze nicht verstehen. Und dafür, denke ich, braucht es hauptsächlich die Verwaltung. Die Verwaltung spielt eine ganz große Rolle. Die Ressortforschung, also jene Forschungen, die sehr nahe an den Regierungen sind, können sehr schnell quasi informelle Einführungen geben, wie solche Prozesse ablaufen. Aber das ist tatsächlich faszinierend: Es ist eine Art von Kompetenz, die auch heute noch sehr informell gelernt und weitergegeben wird.

WIARDA: Frau Barlösius.

BARLÖSIUS: Ich möchte unterstreichen, was Herr Hirschi gesagt hat. Aber Sie haben auch zweimal gesagt, Herr Hirschi: „Es gibt Regeln und Gesetze.“ Ich denke auch, es gibt solche Regeln. Und wenn es solche Normen und Regeln gibt, könnte man auch versuchen sie (zumindest teilweise) zu vermitteln. Und ich glaube, dass das auch eine Aufgabe ist. Wir haben eben gerade auch über die engagierten Experten gesprochen oder aktivistische Experten und ich glaube, dass Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auch wirklich reflektieren sollten. Denn wenn sie eine Sachaussage in der Wissenschaft machen, dann wird die Sachaussage, wenn wir sie in die Öffentlichkeit bringen, häufig zu einer wertenden Aussage - und das geht sogar noch weiter. Häufig wird sie dann wahrgenommen als eine Aussage, die auch bestimmtes Handeln empfiehlt oder bestimmtes Handeln mehr oder weniger vorschreibt. Ich habe mal Ernährungswissenschaft studiert und ich kann einfach sagen: „Obst und Gemüse enthalten viele Vitamine.“ Das ist eine schlichte Sachaussage. Sage ich das in der Öffentlichkeit, gewinnt die Aussage ein ganz anderes Gewicht. Da heißt es nämlich: „Du sollst eigentlich Obst und Gemüse essen, weil es gesund ist.“ Das sage ich aber eigentlich gar nicht in der Wissenschaft, aber in der Öffentlichkeit sage ich das. Und das gilt für *fast alle* Forschungsgebiete, dass Sachzusammenhänge und ähnliche Aussagen häufig in der Öffentlichkeit normierend und handlungsorientierend wahrgenommen werden. Das hat Herr Hirschi in seinem Interview, finde ich, sehr schön deutlich gemacht, dass die Experten in den Medien nämlich genau darüber rutschen, dass ihre Sachaussagen eigentlich zu Handlungs- und Entscheidungsaussagen werden. Und mit diesen Handlungs- und Entscheidungsaussagen verlassen wir im Grunde genommen klassisch das Feld der Wissenschaft. Ich glaube nicht,

dass man es immer voneinander trennen kann, was zum Feld der Wissenschaft gehört und dann eben zum Fach der Politik. Aber die Ressortforschungseinrichtungen sind sicherlich Einrichtungen, in denen das professionalisiert wird und worüber man das auch lernen kann. Wobei das von Ressortforschungseinrichtung zu Ressortforschungseinrichtung zumindest in der Bundesrepublik Deutschland sehr unterschiedlich ist. Aber das ist eine andere Form von Politikberatung, aber auch eine andere Form von Wissensgenese und auch von Absicherung des Wissens als wir häufig an einer Uni machen (ich bin nicht in einer Ressortforschungseinrichtung). Das ist eine andere Art, ich sage mal, der Robustheit von Wissen, das in diesen Ressortforschungseinrichtungen gesammelt wird, die ja immer wissen, dass wenn sie es an Politik geben, darauf Entscheidungen folgen werden. Und das ist eine ganz andere Verantwortung.

WIARDA: Lassen Sie uns zum Schluss unseres Gesprächs auf eine kleinere Transformation schauen, nicht auf die große Transformation (ob die nun kommt oder nicht und ob die Krise sie befördern kann oder nicht), sondern auf eine kleinere Transformation, die Sie eigentlich auch alle angesprochen haben: Stichwort ‚Digitalisierung in der Wissenschaft‘. Das betrifft zum Beispiel die Lehre. Frau Leßmöllmann hatte die Online-Lehre angesprochen. Es betrifft auch zum Beispiel Videokonferenzen und Begutachtungsverfahren. Das war ein Beispiel, das Frau Barlösius angesprochen hat. Die Frage ist also zum Ende, und da würde ich Sie gerne alle nochmal hören: Was macht diese Corona-Pandemie mit der Art, wie Wissenschaft untereinander kommuniziert und wie Wissenschaft sich selbst organisiert? Ist das etwas, was dauerhaft anders bleibt? Ist es so, dass die Wissenschaft, was die Digitalisierung angeht, vielleicht auf den Geschmack gekommen ist? Ist das vielleicht eine der wirklich positiven Folgen von Corona? Oder gehört das vielleicht auch nicht zu den positiven Folgen? Herr Hirschi?

HIRSCHI: Ich würde mit einer negativen Folge beginnen, die wir jetzt auch in dieser Runde erlebt haben. An wissenschaftlichen Konferenzen ist eines der interessantesten Foren immer die Kaffeepause. Das heißt, man hört Vorträge, es gibt eine Diskussion und nachher trifft man sich eben im informellen Rahmen außerhalb und diskutiert weiter. Und da passiert sehr, sehr viel. Man lernt Leute kennen, auch durch Zufälle. Man diskutiert Dinge, die gar nicht geplant waren. Und das alles bricht weg, wenn man sich auf Online-Konferenzen umstellt. Ich glaube, auch physisch ist die Teilnahme eine andere, als wenn es digital stattfindet, und die Intensität einer Konferenz, die an einem bestimmten Ort stattfindet, wo man sich körperlich begegnet ist auch, eine andere. Das heißt, ich bin, wie andere in dieser Runde, positiv überrascht, wie im universitären Unterricht und auch im Austausch von Forschungsorganisation digitale Technologien wirklich besser funktionieren, als ich es gedacht hätte. Aber ich

könnte mir sehr gut vorstellen, dass es nach der Krise *umso mehr* eine Rückwärtsbewegung gibt und man dann den analogen Austausch wieder sehr schätzt. Unter den Studierenden stelle ich zum Beispiel fest, dass der Wunsch jetzt gerade sehr groß ist, dass man dann nach der Krise auch keine PowerPoint-Präsentationen mehr hat und wirklich nur über Texten sitzt und diese intensiv diskutiert.

WIARDA: Frau Leßmöllmann, stimmen Sie zu? Sie haben vorhin die Online-Lehre erwähnt und gesagt: „Die wird gut angenommen!“. Ist es so, dass sie aus der Not gut angenommen wird oder ist da wirklich eine kleine Transformation an der Stelle?

LEßMÖLLMANN: Also wie es in der Zukunft wird, kann man natürlich nur spekulieren. Aber ich gehe davon aus, dass die positiven Seiten so stark wahrgenommen werden, dass man einiges von dem, was man jetzt erprobt, auch in der Zukunft, wenn es denn irgendwann mal ohne Corona geht, weiter genutzt werden kann. Also wenn die Leute sich beispielsweise untereinander kennen, dann ist ein virtuelles Team wunderbar machbar und der „Nebenbei-Austausch“ kann ja über andere Kanäle auch noch laufen. Also Zoom hat zum Beispiel die Chat-Funktion, da kann man sich auch noch austauschen oder man kann Breakout-Rooms machen und darüber die Kaffeepause virtuell simulieren. Natürlich ist das nicht das Gleiche. Aber wir stellen eben fest, dass man sich auch virtuell sozial verhält, Verbindlichkeiten aufbaut, Beziehungen beruflicher Art knüpfen kann und dass es sehr gut funktioniert. Problematisch ist es immer, das sehen wir jetzt bei den Erstsemestern, dass wir nicht genau wissen, wie wir die *in* die Uni kriegen sollen, wie die überhaupt diesen Uni-Spirit aufnehmen sollen, wenn das alles genauso digital läuft, wie es vorher in der Schule gelaufen ist. Da bin ich auch skeptisch. Aber eine Mischung zwischen beiden kann ich mir sehr gut vorstellen. Ich glaube, sehr viele Leute genießen es, dass sie jetzt nicht mehr ständig im Zug oder im Flugzeug sitzen müssen. Ich würde sagen, wir sollten gucken, wie man bestimmte Dinge, die wichtig sind für die Wissenschaft (und die Kaffeepause ist extrem wichtig!), so nutzt, dass dann alle beteiligt sind. Da bin ich sehr gespannt auf die Forschung dazu. Eine anekdotische Beobachtung: Die digitalen Formate führen auch dazu, dass solche Sachen wie „kommen wirklich alle dran, können alle was sagen, wird irgendjemand übergangen?“ nicht so leicht passieren, weil man ganz andere Möglichkeiten hat, sich zu Wort zu melden. Das merkt man auch in der Lehre. Für manche Studierende ist das ein deutlich inklusiveres Format: Manche sind eher in einem Online-Seminar dabei als im tatsächlichen Seminar, weil sie dort schüchtern sind. Ein weiteres Beispiel betrifft Inklusion: Wenn auf Audioformate umgestellt wird, dann sind solche Sachen wie Hautfarbe zum Beispiel plötzlich nicht mehr relevant. Das sind alles Dinge, die inklusiv wirken können. Und das sollten wir beobachten und dann hoffen, dass es in Zukunft eine Art vernünftige Mischung der Online- und Offline-Welt geben wird.

WIARDA: Herr Trischler.

TRISCHLER: Ich stimme Frau Leßmöllmann völlig zu. Ich würde sagen, wir müssen noch eine Balance finden zwischen diesen beiden Welten der sozialen Begegnung. Ich glaube, wir alle hätten es vorgezogen, wenn wir heute gemeinsam vor Ort in Halle gewesen wären und diese Podiumsdiskussion Face-to-Face geführt hätten. Auf der anderen Seite müssen wir sehen, dass wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch in einer Verantwortung stehen, und zwar in einer, ich sage jetzt mal, „planetaren Verantwortung“; Mein ökologischer Fußabdruck im letzten Jahr war so viel höher als er in diesem Jahr gewesen ist. Und in vielerlei Hinsicht ist der Konferenz-Tourismus, den wir auch betrieben haben, ein überhitzter gewesen. Und das auf ein Maß zurückzuführen, welches verantwortungsvoll ist, welches wir in den Paradoxien, in denen wir leben, auch irgendwie aushalten können, das halte ich schon für ein wichtiges Ziel. Also insofern sind wir da gezwungen worden, auch wiederum reflexiv über unsere eigene Art des „Wissenschaftsmachens“ nachzudenken. Und das halte ich für wichtig. Da wird einiges hoffentlich erhalten bleiben. Jedenfalls gilt es, diese Balance zu suchen und wir werden sie weiterhin erproben müssen.

WIARDA: Frau Dobner.

DOBNER: Ja, ich kann mich dem eigentlich nur anschließen, was jetzt schon gesagt wurde. Die Not macht erfinderisch und ich bin eigentlich froh für diese Erfindungen der letzten Monate. Es ist ja auch so, dass wir durch diese digitalen Formate, an die wir uns schnell gewöhnen mussten, plötzlich auch neue Möglichkeiten haben. Wir können jetzt Kolleginnen und Kollegen oder Studierende einladen, die eigentlich sonst gar nicht bei uns sein könnten, weil sie die Reise nicht hätten machen können, weil sie viel zu weit weg sind oder wie auch immer. Ich habe ja vorhin schon mal kurz von Indien gesprochen: Wir haben indische Kollegen jetzt mal eben so für zwei Stündchen auf dem Bildschirm. Und auf die Idee wären wir einfach vor einem Jahr nicht gekommen! Das ist zumindest schön, dass das geht und dass wir das auch machen können. Und gleichzeitig, obwohl ich jetzt gerade so optimistisch unterwegs bin, muss ich doch nochmal auf meinen Skeptizismus zurückkommen: Ich habe den Eindruck, dass die Digitalisierung einerseits für unsere Studierenden Freiheiten bietet: Man kann asynchron studieren, man ist nicht an den Zeitplan gebunden, man kann es dann abends um acht sich mal angucken statt morgens um zehn oder wie auch immer. Aber gleichzeitig das, was erst mal eine Freiheit ist, ist auch ein weiterer Schritt der Entstrukturierung gemeinsamer Zeit. Ich will jetzt gar nicht von Individualisierung sprechen, sondern eher von Vereinzelung, die dieser Prozess mit sich bringt. Vereinzelungstendenzen werden nun in

diesen Freiheiten unterstützt. Und insofern sind wir jedenfalls an der Uni alle froh, glaube ich, wenn wir wieder in Präsenz rückkehren und dann die neuen Medien nur noch als schönes Plus nutzen können, wenn uns danach zumute ist und nicht als Ersatz für das reale Leben wie im Augenblick. Und nochmal, wenn wir jetzt zusammen essen könnten, wie großartig wäre das eigentlich!

WIARDA: Ich muss an dieser Stelle für die Zuschauerinnen und Zuschauer dazusagen, dass der ursprüngliche Plan war, dass wir uns in Halle treffen wollten, und danach noch schön zusammen essen gegangen wären; das fällt natürlich jetzt auch aus, dieses Gespräch, diese Kommunikation danach. Aber Frau Barlösius, Sie haben vorhin nochmal gesagt, dass Vertrauen und Verständigung und auch etwas, ich sage mal, mehr Zwischenmenschliches, auch über bestimmte Formen und Routine in Videokonferenzen möglich ist und da eröffnen sich dann auch neue Möglichkeitsräume. Da fand ich, klangen Sie sehr optimistisch, was die neuen Möglichkeiten anging?

BARLÖSIUS: Ja, da muss man aber einberechnen, dass ich von einem extrem pessimistischen Standpunkt gekommen bin. Und ich finde natürlich die Kaffeepause auch extrem wichtig. Ich habe selber mal ein kleines Forschungsprojekt gehabt über die Bedeutung von Kaffeepausen und Abendessen bei Begutachtungsprozessen. Die sind extrem wichtig, weil man da eine andere Form des Gesprächs hat und nochmal jemanden bei Seite nehmen kann. Vor allem können Unsicherheiten anders ausgedrückt werden, da man sich etwas offener halten kann. Gleichzeitig muss ich sagen (und das müsste man beforschen), scheinen wir Menschen in der Lage zu sein, auch mit diesem Medium neue Formen von Sozialität, von Verbindlichkeit, und von Umgangsformen zu entwickeln. Das stimmt mich optimistisch. Bei der Lehre ist manches integrierender, manches nicht: Bei Asynchronität bin ich bei Frau Dobner. Da haben wir ebenfalls die Erfahrung gemacht, dass manche Studenten sich verlieren, wenn wir sie nicht einbinden. Wir wissen aus der Hochschulforschung (ich mache auch Hochschulforschung), dass die Nichteinbindung in soziale Zusammenhänge an der Universität sich sehr ungünstig auf den Studienerfolg auswirkt bzw. sich das Risiko des Studienbruchs enorm anhebt. Das hat die Hochschulforschung hoch und runter geforscht. Wie wir sicherlich sehen werden, sind davon dann insbesondere auch wieder Studenten und Studentinnen betroffen, die diesen Grad der Selbstorganisation nicht hinbekommen. Und die Fähigkeit zur Selbstorganisation ist auch etwas, was nicht gleichmäßig über die Sozialstruktur verteilt ist. Derartige Auswirkungen wird die Hochschulforschung sicherlich untersuchen. Das untersucht sie jetzt schon. Und die Ergebnisse kann man sich eigentlich schon vorstellen. Das sollten wir auch im Blick haben: Es ist sehr wichtig, dass diese sozialen Zusammenhänge hergestellt werden, weil die extrem wichtig sind, um Studenten und Studentinnen einzu-



binden und um ihnen Universität auch als einen „Lernraum“, als einen gemeinsamen Raum des Erfolgs, zu vermitteln. Ich hoffe auch, dass wir wieder zur Präsenzlehre zurückkehren.

WIARDA: Das sind also die sozialen Folgen und Auswirkungen der notwendigen, der erzwungenen Digitalisierung in Forschung und Lehre. Aber wir halten auch fest: Dieses Interviewprojekt des Leopoldina-Zentrums für Wissenschaftsforschung hätte es nicht gegeben ohne die neuen Möglichkeiten. Wir hätten nicht fünf spannende Gespräche und diese Podiumsdiskussion über Wissenschaften in Zeiten der Pandemie führen können, ohne diese neuen Möglichkeiten, die wir inzwischen mehr oder weniger selbstverständlich nutzen. Und das finde ich doch auch einen positiven Ausblick und etwas, was uns ermöglicht, auch in dieser Pandemie die wissenschaftlichen Erkenntnisse auszutauschen und miteinander und zusammen ein Stück klüger dabei zu werden. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie als Expertinnen und Experten den Zuschauerinnen und Zuschauern und mir persönlich dabei geholfen haben, durch diese Interviewreihe des Projekts „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“ ein Stück klüger zu werden. Ich danke Frau Barlösius, ich danke Frau Dobner, ich danke Frau Leßmöllmann, Herrn Trischler und Herrn Hirschi. Ganz herzlichen Dank, dass Sie dabei waren. Alles Gute für Sie und ein auf Wiedersehen an alle Zuschauerinnen und Zuschauer.

DOBNER: Danke zurück.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr Interesse an unserem Interviewformat „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“. Jan-Martin Wiarda sprach mit Eva Barlösius, Petra Dobner, Annette Leßmöllmann, Caspar Hirschi und Helmuth Trischler.